

Isolde Böhme, Richard Rink (Hg.)
Leibliches Sein
Internationale Psychoanalyse Band 19

Herausgegeben von Isolde Böhme und Richard Rink

Herausgeber*innenbeirat:
Irene Bozetti (Bremen),
Korinna Fritzemeyer (Berlin),
Bernd Heimerl (Berlin),
Thomas Jung (Wien),
Harald Kamm (Bamberg),
Isabelle Koch-Hegener (Berlin),
Thomas Reitter (Heidelberg),
Timo Storck (Heidelberg),
Gudrun Wolber (Hamburg)

Band 19
Internationale Psychoanalyse
Ausgewählte Beiträge aus dem
International Journal of Psychoanalysis

Isolde Böhme, Richard Rink (Hg.)

Leibliches Sein

Internationale Psychoanalyse Band 19

**Ausgewählte Beiträge aus dem
*International Journal of Psychoanalysis***

Mit Beiträgen von Lisa Baraitser, Dominique Bourdin,
Eugênio Canesin Dal Molin, Nelson Ernesto Coelho Junior,
Louise Gyler, Alessandra Lemma, Anat Tzur Mahalel,
Sharon Numa, Thomas H. Ogden, Michael Parsons, Tami Pollak,
Luca Quagelli, Joonas Taipale und Renata Udler Cromberg

Psychosozial-Verlag

Ausgewählte Beiträge des Jahres 2023
aus *The International Journal of Psychoanalysis*
gegründet von Ernest Jones unter der Leitung von Sigmund Freud
Herausgeber: Francis Grier

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2024 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: ArchaiOptix/Wikimedia Commons/CC-BY-SA-4.0

Umschlaggestaltung und Innenlayout

nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3347-5 (Print)

ISBN 978-3-8379-6241-3 (E-Book-PDF)

ISSN 2367-203X

Inhalt

Einleitung	7
<i>Isolde Böhme & Richard Rink</i>	
I Leibliches sein – man selbst sein	
Das, was fehlt: Erkundung der Verwendung von Fotografien beim »Durcharbeiten« des Geburtskörpers mit Transgender-Jugendlichen	19
<i>Alessandra Lemma</i>	
Passivität und Gender	47
Psychische Trägheit und mütterliches Innehalten <i>Lisa Baraitser</i>	
Wie die Psychoanalyse zum Verständnis von Rassismus beitragen kann	71
<i>Sharon Numa</i>	
Fäden der Identität	85
<i>Louise Gylter</i>	
Masochismus	93
<i>Dominique Bourdin</i>	
II Der Leib als Orientierungspunkt in Autismus und Psychose	
»Konstitutive Interventionen« zur Strukturierung des frühesten psycho-physischen Raums	119
<i>Tami Pollak</i>	

**Kontinuitäten, Diskontinuitäten und Transformationen
in der Psychotherapie eines psychotischen Jugendlichen
in Zeiten des Coronavirus** 143

Luca Quagelli

III Traumatisches am eigenen Leib erfahren

Das visuelle Bild und das Denkbild 171

Gedanken zu Geschichte und Erinnerung
bei Sigmund Freud und Walter Benjamin

Anat Tzur Mahalel

Brutale Gesten 199

Trauma, Zerstörung und Erscheinungsformen
psychischen Krank-Seins

*Nelson Ernesto Coelho Junior, Eugênio Canesin Dal Molin &
Renata Udlar Cromberg*

IV Mit Winnicott das leibliche Sein neu denken

Winnicott und das (un)integrierte Selbst 223

Joona Taipale

**In Analysen lebendig werden:
Auf dem Weg zu einer neuen analytischen Sensibilität** 259

Eine Buchbesprechung von Michael Parsons

Wie der bebende Bauch eines atmenden Vogels 277

Zu Winnicotts »Die Beziehung zwischen dem Geistigen
und dem Leibseelischen«

Thomas H. Ogden

Herausgeber*innenbeirat 301

Einleitung

Internationale Psychoanalyse, Band 19 (2024), 7–16

<https://doi.org/10.30820/9783837962413-7>

<https://www.psychosozial-verlag.de/ipsa>

Durch unsere Auswahl an besonders wichtigen und originellen Artikeln aus dem *International Journal* zieht sich dieses Jahr ein roter Faden der Bezugnahme auf den lebendigen, beseelten Körper, aufgrund dessen wir dem 19. Band den Titel »Leibliches Sein« gegeben haben.

Die deutsche Sprache ermöglicht uns (im Gegensatz zum Englischen, das hier nur den »body« kennt), mit dem Ausdruck Leib den besonderen Umstand hervorzuheben, dass wir Menschen nicht nur einen Körper besitzen oder steuern, sondern Leib sind und in unserem innersten Kern des Selbst-Erlebens auf ihn bezogen sind und bleiben.

Schon bei Freud ist »das Ich [...] vor allem ein körperliches«. Es ist seine Formulierung, in der Strukturtheorie dem Trieb weiter die Bedeutung zu geben, die er in der Psychoanalyse von allem Anfang an hat. In den letzten Jahrzehnten ist nun über die Traumaforschung das leibliche Sein als Ort der Lebendigkeit in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt, der Leib wird als beseelter Körper verstanden. Dabei wird im gesellschaftlichen Diskurs von einer Seite mit einer deterministischen Logik auf den Körper verwiesen, als ob darin festgelegt wäre, wie wir unser soziales Leben gestalten sollten – und von anderen wird dekonstruiert, was zuvor gesetzt schien, nämlich dass die Welt der Natur nach in Männlich und Weiblich strukturiert ist, und fast analog dazu in Schwarz und Weiß. Hier psychoanalytisch vom Leib zu sprechen heißt auch, sich der Realität gesellschaftlicher oder körperlicher Bedingungen von der Subjektivität her annähern zu wollen. Im ersten Teil suchen die Autorinnen ein solches psychoanalytisches Verständnis der Beziehung zum eigenen Leib unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten.

Leiblich sein – man selbst sein

Alessandra Lemma legt eine beeindruckende Arbeit vor mit dem Titel »Das, was fehlt: Erkundung der Verwendung von Fotografien beim »Durcharbeiten« des Geburtskörpers mit Transgender-Jugendlichen«. Im Wunsch nach Transi-

tion findet sie eine »Bewegung weg von etwas [...], was sich falsch, schmerzhaft oder traumatisch anfühlt« (S. 20), gefolgt vom Fehlen eines Teils der Erfahrung des Selbst. Sie berichtet über zehn analytische Psychotherapien mit Transgender-Jugendlichen, jungen Leuten zwischen 14 und 25, die sich bereits in sozialer Transition befanden, mit denen sie ein- und zweistündig über zwei bis acht Jahre arbeitete. Sie spricht von einer »transrezeptiven« Position, die sie einnimmt, letztlich eine Form der freudianischen Haltung: eine träumende Person weiß, was ihr Traum bedeutet, aber sie weiß noch nicht, dass sie es weiß. Sie nimmt den Wunsch dieser jungen Menschen zur – leibhaftigen – Transition zutiefst ernst, interessiert sich aber als Analytikerin für deren Schicksal der Leiblichkeit vor der Transition. Sie selbst äußert den Wunsch nach einem Foto der Patient*innen vor der Transition, der nicht immer erfüllt wird, aber immer einen Prozess des Nachdenkens über das Schicksal der Beziehung zum eigenen Körper ermöglicht, die immer auch eine Beziehung zu bedeutsamen Anderen ist. Das Foto zeigt etwas, kann etwas zeigen von der (körperlichen) Entwicklungserfahrung eines fehlenden äußeren Objekts, das die Erfahrung des Kindes hätte sehen und aufnehmen können. In der Gegenübertragung schildert Lemma Traurigkeit. Eine Verdichtung von mehreren Fällen ermöglicht ihr eine sehr prägnante Darstellung. Die Erkundung des Narrativs des Geburtskörpers half den jungen Menschen dabei, darüber nachzudenken, was es für sie bedeutet, Transgender zu sein, und die bestmögliche Entscheidung darüber zu treffen, ob sie mit einer medizinischen Transition fortfahren wollen. Einige von ihnen entschieden sich zu anderen Körpermodifikationen.

Lisa Baraitser setzt sich in ihrer Arbeit »Passivität und Gender. Psychische Trägheit und mütterliches Innehalten« zunächst kritisch mit Freuds folgenreicher Verknüpfung von Passivität und Weiblichkeit in »Die endliche und die unendliche Analyse« (1937c) auseinander. Sie deutet sein Beharren auf einer beiden Geschlechtern natürlichen, geradezu im Leib verankerten »Ablehnung von Weiblichkeit« als eine Abwehrbewegung, die Freuds »Ängste vor einer amorphen und bedrohlichen Passivität«, vor »einem Zustand tödlicher Inaktivität ohne jede Form und Kontur« (S. 51), mit denen er im Nachdenken über die gescheiterte Analyse des ›Wolfsmannes‹ in Kontakt gekommen war, beruhigen sollten. Doch, fragt Baraitser, was ist mit der positiven Seite der Passivität, der so enorm wichtigen »psychische[n] Fähigkeit, [...] anzuhalten, sich zurückzuziehen und zu warten, während man auf der Seite des Lebens verbleibt« (S. 56)? Durch die Anwendung von feministischer und postkolonialer Theorie legt sie zunächst offen, wie die Zuschreibung von »Passivität« zur Unterdrückung bestimmter sozialer Gruppen verwendet wird. Danach untersucht sie einen oft übersehenen positiven Aspekt der Passivität, die Fähigkeit zum »Innehalten«, wie wir sie mit pflegerischen Tätigkeiten verbinden: Innehalten in

der »grauen Zeit« der Wiederholung, Zurückhaltung während schwer erträglicher Zustände der tödlich scheinenden Nicht-Entwicklung und die Bemühung, trotzdem »auf der Seite des Lebens zu verbleiben«. Sie entwirft eine Fähigkeit, die auch helfen kann, destruktive Entwicklungen zu unterbrechen, und den globalen Bedrohungen unserer Zeit, die Folgen rücksichtsloser Ausbeutung sind, mit einer fürsorglichen Kraft zu begegnen. Baraitser's Text zeichnet eine kritische Positionierung aus, die nicht als Aktivismus missverstanden werden darf, da es ihr gerade um das Beharren und Innehalten, also um ein Lob eines Aspekts der Passivität, geht. Sie verknüpft in ihrer Verwendung des Begriffs *care* (Fürsorge) den Aspekt der Verteilung der »*care*-Arbeit« in der Altenpflege und Kindererziehung, der nun zusehends ins öffentliche Bewusstsein kommt, mit den Makroprozessen der Ausbeutung (Kolonialismus, Kapitalismus, Umweltzerstörung ..., die auch z. B. Weintrobe als *uncare* bezeichnet). Mit einem nicht ins Deutsche übertragbaren genialen Wortspiel spricht Lisa Baraitser vom dringend notwendigen »*caring on*« (etwa: »Sich-forthin-Kümmern«), dem eine bedeutungsverändernde Kraft gerade aufgrund eines Innehaltens (angezeigt durch den ausgelassenen Buchstaben) zukommt, und hilft uns so auf poetische Weise, uns eine andere Welt vorzustellen.

»Wie die Psychoanalyse zum Verständnis von Rassismus beitragen kann« überschreibt die britische Psychoanalytikerin *Sharon Numa* ihre Arbeit. Dass »Symbolisierungsfähigkeit [...] dem konkreten Denken« weicht, sieht sie als »ein ausgeprägtes Merkmal des rassistischen Seelenzustands« (S. 72). Von diesem Gedanken ausgehend, flicht sie ein dichtes Gewebe aus sozialwissenschaftlichen und literarischen Fäden von Frantz Fanon, Stuart Hall, James Baldwin und Ralph Ellison, die sie mit analytischen Konzepten von Sigmund Freud, Wilfred Bion, Ron Britton und Igenes Sodré verwebt. Bedeutsam ist natürlich auch die historische Perspektive. Die transgenerationale Kommunikation von durch Rassifizierung und Migration bestimmten Traumata spitzt die Situation zu und muss reflektiert werden, wenn man mit heute rassistisch diskriminierten Menschen arbeitet. Mit politisch engagierten Kollegen, so Fakhry Davids und Narendra Kevan, denkt sie über ein »Turning a blind eye« (Steiner) der Psychoanalytiker*innen in ihrer Arbeit mit so traumatisierten Menschen nach. Wenn sie die sozialen Wirklichkeiten ihrer Patient*innen ignorieren, werden diese sich wie in Ellisons *Der unsichtbare Mann* nicht als menschliche Gegenüber gesehen fühlen, sondern ebenfalls »wie Schmutz auf einem sauberen weißen Leinentuch, von dem man angewidert die Augen abwendet« (S. 79) wahrgenommen fühlen.

Von einem Standpunkt »am Rande des psychoanalytischen Lebens« aus, wo »Ost« und »West« mit einer Mischung aus »Verwunderung und Angst« (S. 87) zusammentreffen, betrachtet die australische Psychoanalytikerin *Louise Gylter* in einem kurzen Essay die Frage der psychoanalytischen Identität und des

Zugehörigkeitsgefühls und fragt danach, was uns berechtigt, über alle kulturell spezifischen Erlebensweisen und zudem offenkundigen metapsychologischen und behandlingstechnischen Differenzen hinweg überhaupt von »psychoanalytischer Identität« zu sprechen. Sie lehnt es entschieden ab, diese als eine spezifisch europäische Art des Denkens und Fühlens zu verstehen. Vor dem Hintergrund der Kolonialisierung (wie er nicht nur in Australien allgegenwärtig ist) kann eine solche Identifizierung auf die Abwehr einer Angst hinweisen, den Subjektstatus zu verlieren und den unterdrückten »Anderen« zugerechnet zu werden, für die gesprochen wird; dadurch werden jedoch die Pluralität, die Differenz und die Möglichkeit von Dialog und Entwicklung beschädigt und es muss zurecht gefragt werden, ob innerhalb der Psychoanalyse Platz für eine andere, z. B. fernöstliche Subjektivität ist. Gyler schreibt in der Sprache der Kolonisor*innen, in der die Größe des Britischen Weltreichs und der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts anklingen: *sense and sensibilities, scarlet thread, high table* – und auf der anderen Seite versucht sie ihr eigenes unruhiges, bedrohtes und bedrohendes Gefühl zu beschreiben, am Rande des psychoanalytischen Lebens zu stehen und »weder Insider*innen noch Außenseiter*innen« zu sein. In der rezeptiven psychoanalytischen Haltung, die auch eine ethische Position verkörpert, und die sie mit Bion, Kristeva und Chetrit-Vatine konzeptualisiert, findet sie einen »Faden der Identität«, den die noch so verschiedenartigen psychoanalytischen Gruppen im Inneren gemeinsam haben. Im Bewusstsein dessen kann man, ohne die Augen vor Differenzen zu verschließen, sagen: »Wir Psychoanalytiker*innen«.

Dominique Bourdin folgt in ihrer Übersichtsarbeit »Masochismus« sehr sorgsam Freuds Ausarbeitung dieses Begriffs. In der ersten vom Primat des Lustprinzips bestimmten Triebtheorie entsteht der Masochismus in der Wendung des aktiven Sadismus ins Passive. In der Auseinandersetzung mit der vielschichtigen Phantasie »Ein Kind wird geschlagen« arbeitet Freud die wechselseitige Beziehung zwischen Masochismus und Sadismus heraus. Die Arbeit »Das ökonomische Problem des Masochismus«, Eckstein der zweiten Triebtheorie, kennt erstmals einen primären Masochismus. Der neben dem erotogenen und femininen Masochismus hier konzeptualisierte moralische Masochismus gewinnt als unbewusstes Schuldgefühl oder Strafbedürfnis hohe klinische Bedeutung. Sehr eindrucksvoll ist die Überarbeitung von Freuds Konzept in der neueren französischen Psychoanalyse, vor allem bei Benno Rosenberg und Marilia Aisenstein, die an den Begriff der Passivierung bei Green, von der Coelho spricht, anschließt und sich leicht mit Baraitzers neuer Konnotation von Passivität als Innehalten verknüpfen lässt. Der Masochismus kann als »Hüter des Lebens« (*gardien de la vie*) fungieren, insofern er in Situationen, in denen man in eine Sackgasse geraten ist, oder wenn eine direkte Erfüllung des Lustprinzips unmöglich ist, die Fä-